

# Spiritualität des Weges bei Maria Ward

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Dresden\*

*„Unsere Berufung ist es,  
unterwegs zu sein.“*

*Ignatius von Loyola, Konstitutionen, 605*

Spiritualität heißt wörtlich Geistigkeit, genauerhin: Geistbegabtheit. In den letzten Jahren hat der Begriff große Verbreitung gefunden und so die früher verwendeten Begriffe Frömmigkeit, Erbauung, Gebetsleben, auch Aszetik umfassend ersetzt. Dadurch hat sich eine Unschärfe eingestellt, doch lässt sich Spiritualität gerade deswegen als übergreifende Größe auch auf die nichtchristlichen Religionen anwenden, nämlich als einheitliche Grundform religiöser Praxis begreifen und gewissermaßen „ökumenisch“ verstehen. Spiritualität ist gleichsam „Grundwasser“ der verschiedenen Religionen, als menschliche Haltung der Anbetung und Anerkennung des „Heiligen“. So ist neben der unvermeidlich modischen Nuance des Begriffs auch ein Sachbezug wahrzunehmen, der hier exemplarisch an einer Frau des 17. Jahrhunderts aufgezeigt sei.

Was Maria Ward angeht, so hat die jüngst veröffentlichte Habilitation von Barbara Hallensleben die gemeinsame religiöse Begriffswelt und Praxis von Maria Ward und Ignatius von Loyola unter dem zentralen Begriff der „Sendung“ herausgestellt.<sup>1</sup> Das Folgende verdankt sich Erkenntnissen dieser Arbeit, stellt sie aber unter das Bild des Weges, um daraus die Geistbegabung Maria Wards zu gewinnen.

## Die Wege und der Weg

Weg gehört zu den ältesten Bildern der religiösen Selbstdeutung des Menschen: als Weg aus der Fremde in die Heimat, aus der Andersheit in die Einheit (Nicolaus Cusanus), aus dem schmerzhaften Unterschiedensein in die Identität. „Tao“ meint neben anderen Deutungen auch „Weg“, den Weg in die Alleinheit des mütterlich empfundenen Ganzen (ein Weg zurück also!). Weg ist auch Metapher und Wirklichkeit für Israels Wandererfahrungen; sie sind nicht nur Ortswechsel, sie sind Wanderungen zum Gelobten Land, das

---

\* Festrede zur Verleihung der Maria-Ward-Münze in Gold am 20. Oktober 1995 in Augsburg.

<sup>1</sup> B. Hallensleben, *Theologie der Sendung. Die Ursprünge bei Ignatius von Loyola und Mary Ward*. Frankfurt 1993.

die Apokalypse später zur Goldenen Stadt verdichtet. Weg ist vorläufige Heimat des *homo viator*; Zustand des schwankenden Dazwischen, nämlich zwischen dem verlassenen Gestern und dem erhofften Morgen. Weg ist Bewegung in der wundervollen Mehrsinnigkeit des deutschen Wortes: weg von und Weg zu (mit der bedeutungsvollen Dehnungsänderung wie bei „hinweg“ und „Hinweg“), unabgeschlossen und doch vom abschließenden Ziel erhellt und begleitet. Weg ist *aventure*: auf das Zukommende schlechthin gerichtet. Weg ist der Pfeil, den das Ziel anzieht.

Maria Ward ist vom Grundtypus her eine Wanderin, den europäischen Wegen verpflichtet. Zwischen England und dem Kontinent, zwischen den germanischen und mediterranen Ländern, zwischen dem flandrischen Lüttich und dem slawischen Preßburg, zwischen Prag, Rom, Neapel, München zieht die Frau, der die Ursprungsheimat verwehrt wurde, dem inneren Ziel zu. Zugleich ist sie freilich abzugrenzen von dem Typ der Ruhelosen. Anfänglich war sie sogar gewillt, ihr Leben an *einem* Platz aufzuzehren, im Anbetungskloster der Klarissinnen in St. Omer, sich aufzuzehren also in der Beschauung und im Stillhalten. Oder wie es Klara von Assisi so schön formulierte für sich und die ihr nachfolgenden Töchter: „das Gefäß ihres Leibes zu zerbrechen und seinen Duft zu verschwenden“. Hinter diesem Bildwort taucht die Gestalt der Maria Magdalena mit dem Salbgefäß auf, das Urbild der Liebenden, deren Liebe in der Hingabe des Kostbarsten für den flüchtigen Augenblick sich bewahrheiten will.

Nur: Maria Ward wird von diesem Zerbrechen im Stillhalten herausgerufen zu einem Zerbrechen im Wandern. Die Wege werden der Ort, wo sie zerrieben wird, und zwar nicht vom Naturell her, sondern vom Ruf her. Augustinus hatte in den *Confessiones* formuliert, jedes Ding komme erst dann zur Ruhe, wenn es seinen spezifischen Ort gefunden habe; deswegen bewege sich alles so lange, bis dieser individuelle Ort erreicht sei. Physikalisch falsch (da Augustinus den für alle Körper gemeinsamen Gravitationspunkt nicht kannte), ist doch der Gedanke im übertragenen Sinne richtig. Und so wird *Bewegung das Gesetz Maria Wards*, womit auch die unterscheidend neuzeitliche Grundhaltung getroffen ist: Erschließung des Raumes, räumliche Durchdringung und Eroberung der Welt, während das Mittelalter die *stabilitas loci* als Grundlage der klassischen Mönchsregel des Benedikt von Nursia kannte und insbesondere für die Frauenorden verbindlich gemacht hatte. Was Benedikt für die Unruhe der Völkerwanderungszeit gegenpolig anordnet, wird bei Maria Ward aus einer gänzlich anderen Epoche heraus zur *stabilitas peregrinationis*. Für Maria Ward wird Bewegung zur Forderung, entgegen dem eigenen Ruhebedürfnis. Wie groß dieses war, lässt ihre Biographin durchblicken: „Lieber in kochendes Öl gesetzt, als in ein Leben von so großer Zerstreuung, she wholly inclining to

retirement“<sup>2</sup>. Hinter dieser Wanderin taucht das Urbild jenes Mannes auf, der nicht wußte, wohin er sein Haupt legen könne, während doch sogar die Füchse ihre Höhlen kannten.<sup>3</sup> In solcher Heimatlosigkeit gibt es nur die Lösung, die verwehrte Ruhe „mitzunehmen“. Barbara Hallensleben formuliert schön: „Sendung ist Ruhens in der Bewegung Gottes.“<sup>4</sup>

Diese Übung, mitten im Orkan das Auge der Stille mitzutragen, ist eine unübersehbare Geistesgabe, ein Merkmal der Spiritualität Maria Wards. Hier ist die Pfingstsequenz des Stammlers Notker unter den anderen paradoxen Gaben des Geistes umgesetzt: *in labore requies*, in der Mühe selbst die Rast, nicht nach der Mühe und neben ihr. Wie aber läßt sich in der Mühe selbst ruhen? Indem die Mühe durchsichtig wird, indem sie urbildlich-ursprünglich angebunden wird an die Urbild-Mühe, diejenige Jesu. „To proceede as Christ did“<sup>5</sup>, ist der Wunsch Maria Wards. Das klingt simpel, ist es aber nicht. Denn zur Unruhe der Ortlosigkeit, zur Dynamik der Wegsuche gehört die Unsicherheit über das Ziel. Eines ist die Mühsal des Weges selbst, die Hitze und Last des Tages. Trotzdem ist diese Mühsal von der Attraktivität des Ziels her bestehbar, selbst wenn sich im wiederholten Kreisen um den Mittelpunkt die Reise verlängert. Ein anderes aber und viel mehr Bitteres ist die Mühe, das Ziel nicht zu kennen oder es im Wandern langsam aus den Augen zu verlieren. Diese zweite Mühsal des Weges liegt zu Zeiten schwer auf Maria Ward. Schon in ihrer Gloria-Vision, in der sie am Frisiertisch von einem unerwarteten Glanz und einer inneren Erhebung überrascht wurde, bleibt die Zielvorgabe erstaunlicherweise verborgen: „... so great an augmentation of his glory, as I cannot declare, but not any particulars what, how and in what manner such a work should be“<sup>6</sup>. Je länger je mehr bleibt eine sich vertiefende Dunkelheit über die konkrete Mitte aller Bewegungen; eine Prüfung besonderer Art belastet die Wegsuche: „... für einen Menschen, der entschieden und in erster Linie Gott suchen und ihm dienen will, gibt es kein größeres Leiden als die Unsicherheit über den Willen Gottes.“<sup>7</sup>

---

<sup>2</sup> Ebenda, 46.

<sup>3</sup> Auch die Jesuiten „wissen, daß sie nicht so viele Häuser bauen oder besitzen können, um von diesen aus den Kampf zu beginnen. Unter diesen Verhältnissen halten sie es für ihre ruhigste und beste Bleibe, wenn sie immer unterwegs sind, dabei den ganzen Erdkreis umschreiten, nirgends eine Bleibe haben, immer fremd, immer bettelnd, ohne jede Habe, auf nichts anderes bedacht, als Jesus Christus nachzuahmen, der nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, und die ganze Zeit seines Predigens auf Pilgerfahrten verbrachte.“ (MHSI 90, 773f)

<sup>4</sup> B. Hallensleben, *Theologie der Sendung*. Die Ursprünge bei Ignatius von Loyola und Mary Ward. Frankfurt 1993, 1.

<sup>5</sup> Ebenda, 1.

<sup>6</sup> Ebenda, 46.

<sup>7</sup> Ebenda, 46.

## Undurchschaute Wege

So wird der Weg selbst zur Probe, und ihn bestehen gelingt nur auf eine Weise: im Verzicht auf das unmittelbare Begreifen des Etappenziels und im Festhalten am unbegriffenen Ziel, das im Weg mitwandert. Indem also in der Wegsuche selbst die Unruhe aufgegeben wird. Anders: indem das jeweilige Hier zwar nicht als Ankommen, aber doch vom endgültigen Ankommen umfaßt begriffen wird. Ankunft „ist“, um mit Meister Eckhart zu sprechen, oder: das Futur ist bereits gültig; was einmal sein wird, ist jetzt schon Trost, genauer: ist jetzt schon wirksam. Auch so muß die Unruhe des Weges die künftige Ruhe „mitnehmen“. Und hier beginnt eine gegenläufige Entwicklung, die nur in der Grundgestalt des Paradoxen dargestellt werden kann. Der Weg Maria Wards begann ab einem gewissen Zeitpunkt, das unmittelbare Ziel und die konsequente Willensrichtung aufzugeben, sogar umgekehrt in die Gegenrichtung zu verlaufen. Die Unruhe des Ankommens wurde durch die Vergeblichkeit der Bewegung gelöscht. Maria Ward wurde gezwungen und genötigt, gegen ihren betonten Willen zum Selbststand, in eine Unsicherheit ihr Leben zu „vergeudeten“, indem ihr alles, aber auch schon restlos alles, aus der Hand gewunden wurde, weswegen sie überhaupt aufgebrochen war. Und hier beginnt das Paradox dieser Frau, das sie anfänglich sicherlich nicht bereitwillig übernommen hätte, nämlich der Weg weg von der Glorie. Ein Satz ist mündlich überliefert, der in diese geheimnisvolle Entwicklung deutet: „Der Herr ist dadurch sehr verherrlicht worden, daß ich nichts erreicht habe.“<sup>8</sup> Dieses „Nichts“ deutet auf jenen paulinischen Hintergrund, der für Maria Wards Spiritualität so sehr viel mehr bedeutet, als bisher angenommen. Die paulinische kenosis meint jene umstürzende Bereitstellung des Christen, sich in das Nichts Jesu einzupassen. Dies nimmt bei Maria Ward eine bestimmte Färbung an, die nicht mit anderen Wegen vergleichbar ist. Paulus kennt in der kenosis einen Tiefpunkt, der in die ungeheuren Worte konzentriert ist: „*peccatum factum pro nobis*“, er ist zur Sünde geworden für uns. Dieses Wort reißt einen Abgrund des Verworfenseins auf, den man sich in der Normalität des Alltagsverständnisses der Gestalt Jesu nicht klarmacht. Der „normale Glaube“ sieht hier das Lamm vor sich, das die Sünde der Welt trägt, aber gewissermaßen durch eine undurchdringliche Dämmschicht von seiner Last geschieden ist: die Unschuld lädt die Last nach dem Tragen siegreich wieder ab. Die Sicht des Paulus geht tiefer und in etwas schwer Begreifliches über: Das Lamm wird selbst zur Sünde. Um im Bild zu bleiben: Das Lamm wird selbst zum Bock. Und die-

---

<sup>8</sup> Diese Mitteilung verdanke ich Sr. M. Magdalena Stoltz IBMV, Schmochitz.

ser wird, von der getragenen Last durchsäuert, mit Recht verachtet und in die Wüste gejagt. Nicht die Schuld, nein: die Unschuld solidarisiert sich mit den Schuldigen, bis zur unterschiedslosen Verwechslung.

In dieser Linie wird Maria Ward gezwungenermaßen in die Nachfolge des Lammes münden. Das Nichts ihrer Erfolglosigkeit ist nicht einfachhin das Vergebliche ihrer Gründungen, die zu ihren Lebzeiten *alle* wieder geschlossen wurden. Die Frustration geht viel tiefer: sie wird in den Augen der Kirche vielmehr selbst zur Sünderin, hinausgeworfen aus der Gemeinschaft der Gläubigen, in ein Martyrium der Verkennung, Verzeichnung, Verdammung gedrängt. Gegen Feinde kann man sich wehren, aber wie wehrt man sich gegen die Brüder Jesu? Gegen die Gesellschaft Jesu? Wie wehrt man sich, wenn es um dieselbe Sache auf demselben theologischen Niveau, um dieselben Berufungen geht? In den letzten Jahrzehnten war häufig die Rede von Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Personen. Das Makabre an dieser Schreibtschttrennung besteht aber darin, daß diese säuberliche Scheidung nicht durchzuhalten ist. Um sich gegen die Unterstellungen wirklich zu wehren, hätte Maria Ward nicht nur Inhalte zurechtrücken, sondern Menschen desselben Glaubens, ja die Vertreter der Kirche selbst angreifen müssen. Und hier liegt ihre Wortlosigkeit begründet, mit der sie ab einem bestimmten Zeitpunkt keine Gegenwehr mehr versucht. In ihrem Verstummen liegt nicht nur ihre große *obedientia*, sondern tiefer noch ihr Martyrium. Ließe sich darüber nachdenken, ob Maria Ward als eine *Martyrerin der Kirche* anzusehen wäre?

Der Gehorsam, der in ihrer Wehrlosigkeit aufscheint, ist nicht äußere Kadaverunterwerfung, sondern die unglaubliche, wenn auch rein willensmäßige Bereitschaft, den „mütterlichen“ kirchlichen Willen zu ertragen, weil sie diesen durch den „väterlichen“ Willen gedeckt sah.

Damit ist noch einmal ein Licht auf die Mühe ihres Weges geworfen. In der Unbegreiflichkeit der Verurteilung taucht wiederum der Urtypus jenes Mannes auf, der hinausgeworfen aus der Stadt auf dem Hügel der Verbrecher sein Ende fand. Als Maria Ward aufbrach von England und ihre Sendung gegen allen, auch eigenen Widerstand vor sich aufscheinen sah, sah sie in dem weltumfassenden Gewinnen der Menschen für Christus vor sich den hohen Berg ihres Ziels. Im Laufe ihrer endlosen Wanderungen kam es statt zu einem Aufstieg zu immer deutlicherem Abstieg in die Täler. Das Ziel selber wandelte sich: vom Berg der Glorie zum Berg von Golgotha, genauer zu dem Abgrund der Verdammung, in welcher sie (für sich selber undurchschaubar) ihrem Meister an die Stelle der Verbrecher folgte. Wenn hier von „Wegen der Kraft“ zu sprechen ist, dann nur in der paradoxen Weise, daß ihr die anfänglich unbeugsame Kraft Schritt für Schritt aus der Hand gewunden und in die Kraftlosigkeit des Herrn umgeformt wurde. Die Größe dieser immer ärmer

werdenden Frau liegt im Aufgeben des Widerstandes gegen die Entblößung.

Man kann wiederum im schönen Doppelsinn des deutschen Wortes das Wandern in Wandel übersetzen, das auch Sich-Wandeln meint. Die Kette der Etymologien geht noch weiter, denn auch das Gewand hängt mit der Wandlung zusammen. Nur mit Erschütterung kann man vor den arm gewordenen Gewändem dieser Pilgerin stehen, die aus ihren aristokratisch prächtigen Kleidern bis zu ihrem schäbigen Pilgerkleid mit den abgelaufenen Schuhen die Stationen eines endlosen, horizontlosen Weges abzuschreiten hatte.

## Ankunft

Die sich vertiefende Dunkelheit des Weges besteht darin, daß der ganze Aufbruch Maria Wards weglos wird. Von Anfang an bediente sich die Anziehung Gottes selbst eines nicht leicht lesbaren Alphabets, sandte einen starken, aber nicht zu deutenden Willen in das Bewußtsein der jungen Frau. Die wundervolle Gloria-Vision bleibt auf lange Sicht das Geheimnis, das sich von ihr nicht rasch in einzelne Schritte übersetzen läßt. Als die Konstitutionen des Ignatius sich als das gemeinte Vorbild der göttlichen Innovation klären, ist zugleich die Warnung mitgegeben: „Pater General wird es nie erlauben.“ Und unmittelbar anschließend, wieder gegenläufig: „Geh zu ihm.“<sup>9</sup> So wechseln Trost, innere Helle, Geführtheit mit Leere, scheinbarem Erlöschen des inneren Feuers. Diese schmerzhafte Zerstörung kennt nur eine Rechtfertigung: daß daraus das ungeahnte Neue entsteht. Die große Caterina von Siena formulierte 250 Jahre vor Maria Ward: „Um ganz in Ordnung zu kommen, muß alles bis auf den Grund zerstört werden.“ Solche Sätze kann sich nur das Christentum leisten, und auch nur um den Preis des Mißverständnisses. Denn die Zumutung einer solchen Zerstörung geschieht nicht aus Lust. Daraus hätte die antike und heidnische Welt auf die Dämonie ihrer Götter geschlossen; sie geschieht vielmehr aus der Kraft des Neubeginns, aus der göttlichen Macht, Besseres zu wirken als das Alte. Und von daher ist Leiden Durchgang, Augenöffnung, Entbindung vom Eigenwillen, Anlauf zur endgültigen Vereinigung. Am Boden der Entbehrung aufgeschlagen, öffnet sich die Tür in die Freiheit.

Maria Ward verliert selbst in den Tagen der Gefangennahme im Münchner Angerkloster, in den Tagen der Vernichtung ihres Lebenswerkes auf merkwürdige Weise nicht die Gelassenheit. In den Ausrufen des Buches Ijob

---

<sup>9</sup> Nymphenburger Schriften, Archiv IBMV Nymphenburg.

steht die zurechtweisende Frage: „Die Tiefen Gottes willst du finden, bis zur Vollkommenheit des Allmächtigen vordringen?“<sup>10</sup> Die Tiefen Gottes sind – welch unbedarfe Versicherung – in der Tat nicht auszuloten, weder gedanklich noch lebensmäßig. Ob sie aber nicht ihrerseits die Nachfolger, die Gerufenen gewissermaßen an sich ziehen, unmittelbar an den Fuß des Kreuzes?

Und genau an dieser Stelle brechen die Neuerungen auf. Das Licht unterfängt die Finsternis. Das Ziel unterfängt das endlose Wandern, auch das Weglose. Das irdische Nichtankommen ist nur vordergründig. Man sollte sich hüten, das festliche Blitzen der Gloria-Vision nur ausgelöscht zu sehen. Trotz des Eingehens in die Knechtsgestalt Jesu ist die doxa, die Herrlichkeit des ursprünglichen Ziels zwar zeitweilig, aber nicht auf Dauer verschwunden. Im Aushalten solcher Spannungen, im Sterben mehrerer Tode der Durchkreuzung erweist sich die endlose Kraft des Weges, die anziehende Macht des Ziels. „Unsere Berufung ist es, unterwegs zu sein.“

---

<sup>10</sup> Ijob 11,7.

## Dank an Pfarrer Matull

Ein Gespräch über Glaube und Zweifel zwischen Günter Grass,  
Dietrich Bonhoeffer und Karl Rahner

Dirk Steinfert, Fleischwangen

### I.

Eine Hochzeitsgesellschaft im Berlin der 90er Jahre. Eine junge Ostberlinerin, Martha, genannt Mete, heiratet einen aufstrebenden Jungunternehmer aus dem Münsterland. Im Verlauf der Feier schlägt der Priester an sein Glas, um einige Worte an die Festversammlung zu richten. Doch bevor er beginnt, scheint sich die Zeit schier endlos zu dehnen, denn er „sammelte sich zur Rede, indem er seinen weich gezeichneten Mund öffnete, schloß, öffnete, dann wieder preßte, als wollte er die Lippen kneten und für längeren Gebrauch gefügig machen.“